Krieg und Frieden

Gedanken des Generalfeldmarschall von Moltke / Gesammelt von K. Patzelt

Der ewige Friede ist ein Traum, der Krieg aber ein Glied in Gottes Weltordnung. In ihm entfalten sich die edelsten Tugenden des Menschen, die sonst schlummern und erlöschen würden: Mut und Entsagung, Pflichttreue und Opferwilligkeit mit Einsetzung des Lebens; die Kriegserfahrungen bleiben und stählen die Tüchtigkeit des Mannes für alle Zukunft.

Solange die Nationen ein gesondertes Dasein führen, wird es Streitigkeiten geben, die nur mit den Waffen geschlichtet werden können. Ich halte den Krieg für ein letztes, aber vollkommen gerechtfertigtes Mittel, das Bestehen, die Unabhängigkeit und die Ehre eines Staates zu behaupten.

Es ist nun vorgeschlagen worden, an Stelle der Diplomatie eine dauernde Versammlung von Auserwählten der Völker zu setzen, um die so vielfach sich kreuzenden Interessen der Nationen auszugleichen, ihre Streitigkeiten zu schlichten, somit die Kriege zu verhindern. Aber auf dem Wege der internationalen Verhandlungen wird das sicher nie zustande kommen. Ohne die Macht, sie zu behaupten, ist keine Freiheit denkbar.

Es sind vergangene Zeiten, als für dynastische Zwecke kleine Heere von Berufssoldaten ins Feld zogen, um eine Stadt, einen Landstrich zu erobern, dann in die Winterquartiere rückten und Frieden schlossen; die Zeit der Kabinettskriege liegt hinter uns, sie gehört der Vergangenheit an.

Die Kriege der Gegenwart rufen ganze Völker zu den Waffen, kaum eine Familie, die nicht in Mitleidenschaft gezogen würde. Die volle Finanzkraft des Staates wird in Anspruch genommen, und kein Jahreszeitwechsel setzt dem rastlosen Handeln ein Ziel.

Leichter wird der folgenschwere Entschluß zum Kriege von einer Versammlung gefaßt, in der niemand die volle Verantwortung trägt als von einem einzelnen, wie hoch er auch gestellt sein möge, und öfter wird man ein friedliebendes Staatsoberhaupt finden als eine Volksvertretung von Weisen.

Nur eine starke Regierung kann heilsame Reformen durchführen, nur eine starke Regierung kann den Frieden verbürgen: Ich glaube, daß ein mächtiger Staat im Herzen Europas die sicherste Bürgschaft für dauernde Ruhe in diesem Weltteil ist: Deutschland hat der Welt gezeigt, daß es eine friedliebende Nation ist, eine Nation, die den Krieg nicht braucht, um Ruhm zu erwerben, und ihn nicht will, um Eroberungen zu machen.

Hat der deutsche Michel überhaupt jemals sein Schwert zu anderem Zweck gezogen, als um sich seiner Haut zu wehren?

Aber eine solche Politik läßt sich nur durchführen, gestützt auf ein starkes und kriegsbereites Heer. Fehlte dieses gewaltige Triebrad in der Staatsmaschine, so würde sie stocken, die Noten unseres Auswärtigen Amtes würden des rechten Gewichtes entbehren. Die Armee ist das Fundament gewesen, auf dem eine solche Politik sich hat aufbauen lassen; die Armee ist es, die der diplomatischen Aktion Nachdruck und Rückhalt gewährt, aber nur so lange, wie sie auch wirklich bereit und imstande ist, da einzutreten, wo der friedliche Zweck nicht erreicht werden kann.

Ein großer Staat besteht nur aus sich selbst und aus eigener Kraft. Er erfüllt den Zweck seines Daseins nur, wenn er entschlossen und gerüstet ist, sein Dasein, seine Freiheit und sein Recht zu behaupten, und ein Land wehrlos zu lassen, wäre das größte Verbrechen seiner Regierung. Nur das Schwert hält das Schwert in der Scheide.

Zum Kriege gerüstet sein ist daher die beste Bürgschaft für den Frieden. Mit schwachen Kräften, mit Armeen auf Kündigung läßt sich das Ziel nicht erreichen; nur in der eigenen Kraft ruht das Schicksal jeder Nation.

Die größte Wohltat im Kriege ist jedenfalls die schnelle Beendigung des Krieges, und dazu müssen alle nicht gerade verwerflichen Mittel freistehen. Nicht nur auf Schwächung der feindlichen Streitkräfte kommt es an, sondern alle Hilfsquellen der feindlichen Regierung müssen in Anspruch genommen werden, ihre Finanzen, Eisenbahnen, Lebensmittel, selbst ihr Prestige.

Er baute das Reichssportfeld

Werner March wird am 17. Januar 50 Jahre alt

Einen „Anfang in der Erschließung weiten künstlerischen Neulandes" nannte Werner March sein großes Werk, als er im Jahre 1936 das Reichssportfeld mit den Türmen und dem die Höhe beherrschenden Olympia-Stadion beendet hatte. Dieser „Anfang" aber gründete sich auf eine strenge Tradition, und es ist bezeichnend, daß die Besucher des Stadions mit seinem zweigeschossigen Säulenumgang häufig (trotz der ganz neuen mathematischen Bedingungen und bautechnisch neuzeitlichen Voraussetzungen) an das Amphitheater der flavischen Kaiser, das römische Kolosseum, erinnert werden. Und wenn man die Gesamtanlage des Reichssportfeldes wegen seiner gelungenen Verbindung von alles einbeziehender Zweckmäßigkeit und architektonisch-künstlerischer Harmonie, von Klarheit und Materialschönheit als beispielgebend für den deutschen Bauwillen nach 1933 gerühmt hat, so ist auch diese große Pionierarbeit Werner Marchs nicht nur durch einen „genialen Vorstoß" in das von ihm erblickte künstlerische Neuland geglückt, sondern — ebenso wie seine Monumentalbauten in der historischen — zugleich in einer schicksalhaft-persönlichen Tradition begründet.

*

Werner March, der am 17. Januar 1894 in Berlin geboren ist, hat sozusagen von Kindesbeinen an zwischen Aufrissen, Grundrissen, Architekturentwürfen, zwischen Reißbrettern und Zeichentischen gelebt. Wie die alten Meister Cranach, Holbein die deutsche Malkunst vom Aelteren auf den Jüngeren, wie die Dombaumeister, die Dientzenhofer und wie sie alle hießen, ihre Kunsterfahrungen und ihre Baugeheimnisse forterbten, so hat auch Werner March die Arbeit seines Vaters fortgeführt. Als dieser — Otto March — 1913 starb, war er nicht nur unter den deutschen Baumeistern der Jahrhundertwende durch hervorragende Einzelbauten wie das Festspielhaus in Worms oder das Schiller-Theater in Charlottenburg bekannt, sondern hatte von diesen geschlossenen Kunsttempeln zu einer großen Freilichtarena gestrebt, wie sie in den klassischen Tagen von Athen und Syrakus und mit den Amphitheatern von Rom und Verona an der Straße der abendländischen Kulturgeschichte lagen.

Ins Jahr 1907 gehen die Pläne Otto Marchs für das erste deutsche Stadion (im Innern der Grunewald-Rennbahn) zurück. Diese Arbeit bildete seither den Höhepunkt seiner Lebensaufgabe. Und im Juli 1913 — nicht lange vor Otto Marchs Tode — konnte die damals größte Sport-Arena Europas, das Grunewald-Stadion mit 40 000 Plätzen eingeweiht und ihrem Zweck übergeben werden. — Der Sohn Werner March war damals neunzehnjährig. Mit der Begeisterung der Jugend lebte er ganz in der Welt, die von der Idee des „Stadions" ausstrahlte. Zwar kam es durch den Ausbruch des ersten Weltkrieges 1916 nicht zu der für dies Jahr geplanten Berliner Olympiade im Grunewaldstadion. Als man dann 1928 nach den Amsterdamer Spielen wieder darauf zustrebte, ergab sich bereits die Notwendigkeit einer Erweiterung. Bis im Jahre 1933 durch den Zusammenschluß des deutschen Sports im Reichsverband für Leibesübungen die ideelle organisatorische Voraussetzung gegeben war und nun auch Großzügigkeit genug herrschte, um ein neues Stadion zu errichten. Diesem Zeitpunkt war Werner March mit seinem Schaffensgeist, mit immer weiter in das Neuland vordringenden Entwürfen, entgegengewachsen. Und dann erstand — in der unglaublich kurzen Zeit von zwei Jahren — die Gesamtanlage des Berliner Reichssportfeldes mit dem Stadion für 100 000 Besucher, Glocken- und Marathonturm, Dietrich-Eckart-Bühne usw. pünktlich zur Eröffnung der deutschen Olympiade. Ueber Idee und Gestaltung dieses seines Hauptwerkes hat Werner March sich selbst in einer Schrift „Das Reichssportfeld" sowie in kleineren Aufsätzen wie „Die Kunst im Reichssportfeld" geäußert.

Sein Lebensweg führte ihn dazu (wie auch den durch seine Stiltpturen im Reichssportfeld damals besonders hervorgetretenen Bildhauer Thorak) nach der Türkei, wo das moderne Stadtbild der neuen Hauptstadt Ankara einen guten Rahmen bot für seine weitere Arbeit „zur Erschließung künstlerischen Neulandes" als deutscher Architekt.

R. A. Dietrich

Die NSV hilft der Ernährung

Besuch in einer märkischen Mästerei — Der Meister erzählt von seiner Arbeit

In dem langgestreckten Gebäude reihen sich rechts und links Schweinebuchten aneinander, die mit ansehnlichen Borstentieren besetzt sind. Sie haben gerade ihre Morgenmahlzeit vertilgt und schnüffeln in dem Koben herum, in dem nur noch ein Schlüssel liegt. Den kann man zwar nicht fressen, aber man kann mit ihm spielen, ehe man sich zum Verdauungsschläfchen niederläßt.

„Auf der Suche nach diesem Schlüssel hat eine Hausfrau in der Stadt vielleicht schon ihre ganze Wohnung umgekramt! Das kommt davon, wenn man so unachtsam ist, einen derartigen Gegenstand mit den Küchenabfällen wegzuwerfen. Nur gut, daß meine Schweine so vernünftig sind, ihn nicht mitzufressen!" meint der Schweinemeister, der mit uns durch den blitzblank gescheuerten Mittelgang geht und uns auf Prachtexemplare unter seinen Pflegebefohlenen aufmerksam macht. „Als Läufer kommen sie hierher und werden in sechs bis sieben Monaten zu stattlichen Borstentieren herangefüttert. Und zwar nur mit Küchenabfällen, über die Rübenschnitzel und ein Eiweißkonzentrat gestreut werden!"

„Es kommt aber doch ein Kraftfutter hinzu —?"

„Nein, sie bekommen nichts als das, was unsere Hausfrauen, die den Kampf mit dem Verderb ernst nehmen und keine Reste und keine Kartoffelschalen wegwerfen, als /unverwendbare Ueberbleibsel in den Abfalleimer werfen. Damit werden meine Schweine fett gemacht."

Er holt sein Mästereibuch und zeigt uns die letzten Eintragungen. „Die Schweine nehmen am Tag je Tier rund 400 Gramm zu. Wir haben alle 10 Tage Wiegetag und können genau feststellen, wer ein guter Fresser ist und wem unser Futter nicht mundet. Denn es gibt auch unter den Schweinen Eigenbrötler, denen man es beim besten Willen nicht recht machen kann. Mit denen gehen wir uns nicht lange ab. Wer nicht will, der hat!"

„Und die braven Fresser?"

„Sie werden fettgefüttert, um dann an den städtischen Schlachthof verkauft zu werden!"

„Nun sagen Sie uns noch, wer eigentlich so viel Schwein hat?" fragen wir und denken an die Metzelsuppe, die Würste, das Wellfleisch, die Schinken, in denen dieser Schweinemästereibesitzer schwelgen kann.

„Die Schweine gehören alle der NSV!" lautet die verblüffende Antwort.

Das Ernährungshilfswerk, das der NSV angegliedert ist und von ihr organisiert und verwaltet wird, sammelt in der ganzen Stadt die Küchenabfälle ein. Ihr jedem Haus finden EHW-Eimer vor, die in mustergültiger Weise von den Hausfrauen mit Kartoffelschalen, Krautabfällen und anderen unverwendbaren Ueberbleibseln gefüllt werden. Zweimal in der Woche holen Hilfskräfte den Inhalt der Eimer ab und fahren ihn zu einem Platz, wo ein Lastkraftwagen mit Anhänger mit den Abfällen beladen wird. Er bringt sie in die vom Ernährungshilfswerk geleitete Schweinemästerei.

„Was muß das Ernährungshilfswerk zusetzen, damit die nahrungswirtschaftlich so wichtige Verwertung der Küchenabfälle möglich ist?" fragen wir mit einem Blick auf die in jeder Beziehung vorbildliche Einrichtung der Mästerei, die über besondere Lüftungsanlagen in den Ställen und sogar über Silos verfügt, in denen die über Sommer reichlicher hereinkommenden Abfälle für weniger ertragreiche Wintermonate aufgespart werden.

„Zugesetzt wird dabei nichts, sondern es wird noch daran verdient! Nach Erstattung aller Unkosten, einschließlich der Löhne, verbleibt ein Reingewinn von einigen tausend Reichsmark, die der NSV für das Hilfswerk Mutter und Kind zur Verfügung stehen!"

Gemüsesaatgutfragen

Trotz Verknappung des Saatgutes wird hier und da noch wenig sparsam mit den Sämereien gewirtschaftet! Güte und Sortenechtheit waren von jeher dem mengenmäßigen Bezug vorzuziehen. Ersteres ist bei der heute notgehorchenden Selbstanzucht als fraglich zu bezeichnen. Daher sollte eigener Samenbau nicht übertrieben und auch nicht dauernd vorgenommen werden. Einwandfreies Saatgut kann nur in fachlicher Regie entstehen. Wir wissen, daß bei vielen Arten und Sorten Neigung zur Degenerierung besteht. Das gilt besonders bei Kopfkohlarten (mangelhafte Kopfbildung), beim Kohlrabi (vorzeitiges Durchtreiben — ungenügender Knollenansatz — Holzigwerden), bei Möhren und Karotten (Form- und Farbveränderung). Eigener Samenbau ist eben nur bei genügendem Abstand der einzelnen Arten und Sorten vorzunehmen, was unter beschränkten Grundstücksverhältnissen ohnehin nicht durchführbar erscheint. Nun sollte man aber beim Bezug der Gemüsesämereien — schon mit Rücksicht auf unsere Volkswirtschaft — nicht über die unbedingt benötigte Menge hinausgehen. Ueberständiger Samen verliert mit der Zeit an der genügend hohen Keimkraft. Wenn man bedenkt, daß sich von den meisten Kohl- und Salatgewächsen schon aus einem Gramm Saatgut mehrere hundert Pflanzen aufziehen lassen, so ist Einhaltung einer beschränkten Bestellung gerade hier sehr beachtenswert! — Vor allem ist stets rechtzeitig an die Samenbestellung zu denken. Nur dann kann mit der Zuteilung gewünschter Arten und Sorten gerechnet werden. Von übriggebliebenem Samen mache man eine Keimprobe, um dessen Keimfähigkeit prozentual festzustellen. Derartige Proben lassen sich leicht durchführen. Schalen, mit leichter Erde gefüllt, werden nach dem Besäen mit einer bestimmten Samenkornzahl (50 bis 100) an einem warmen Platz untergebracht. Bedecken mit einer Glasscheibe und gleichmäßig feucht halten! — Lohnende Bevorzugung dieser Sämereien ergibt sich in der Regel nur dann, wenn mindestens 60 bis 70 v. H. der Körner keimen. Somit hat man im allgemeinen schon eine Verwendungsmöglichkeit für älteres Saatgut — sofern dieses sachgemäß aufbewahrt wurde. Die Lagerung soll trocken und luftig und vor allem mäusesicher erfolgen. Z. B. können Hängebretter — an Drähten befestigt — oder Tische verwendet werden, deren Füße Blechumhüllungen erhalten. Dafür können auch Blechdosen oder Eimer u. a. benützt werden.

Beuß

Der verschwundene König

Eine Erzählung von einem Hauptmann und seinen Soldaten

Der liebste Zeitvertreib des Hauptmanns Kauffenstein war es, mit Zinnsoldaten naturgetreue Schlachtenbilder zu stellen. Nicht einmal seine jüngen Söhne kamen ihm darin an Eifer und Selbstvergessenheit gleich. Sein Besitz an Spielsoldaten war denn auch berühmt in der ganzen Stadt und auch weitum bei allen Sammlern.

Diesmal war es ein Gefecht aus dem Siebenjährigen Krieg, das er im Begriff stand, sorgfältig und bis ins Kleinste echt aufzubauen. Indem er die Figuren auf dem grünen Platz hin- und herrückte, die Allmächtigkeit und gedankliche Hochspannung eines verantwortlichen Feldherrn in tiefster Seele genießend, erläuterte er seinen aufmerksam lauschenden Söhnen die Gefechtslage in knappen Worten: Die Preußen marschieren auf der Straße nach Kolin. Der König befiehlt seine Generale zu sich in das Wirtshaus „Zur goldenen Sonne". Von dort aus hat man einen trefflichen Weitblick auf alle Bewegungen des Feindes. Der linke Flügel der Oesterreicher liegt gut. Die Panduren horsten wie die Geier im Fels. Aber der rechte Flügel lahmt bedeutend, seit die Preußen den Friedhof von Krczeczhorz, einen überaus wichtigen Stützpunkt, von Kroaten gesäubert haben.

Der König denkt: Man könnte dem Daun in den Rücken fallen. So sehr es seine Tapferen auch nach Kampf gelüstet, — er befiehlt, größte Zurückhaltung zu üben, um nichts voreilig zu verderben. Die Kavallerie hat hinter dem Fußvolk zu warten, um notfalls in die beginnende Schlacht eingreifen zu können. Ein schöner Plan, — aber eine harte Geduldsprobe für die wartende Truppe. Zu hart offenbar für den Prinzen Moritz, der plötzlich in blindem Eifer vorgeht. Wie ein stürzender Fels, der immer rascher zu Tal fährt, beginnt sich die Infanterie die bewaldeten Hügelrücken hinabzuwälzen. Der König sieht es, gerät in Zorn und rettet durch sein Eingreifen noch einmal die Stellung der haltlos wankenden Linien. Besorgt wendet er sich der Linken zu. Zum Teufel. Auch Manstein scheint, wie schon einmal in Prag, zur Unzeit vom Schlachtenfieber befallen! Im Handumdrehen gerät er ins Kartätschenfeuer der Oesterreicher, und das schönste Gemetzel ist im Gange. Wenn Daun sein Handwerk versteht, dann greift er jetzt den Hülsen an, der vergeblich auf den Einsatz der anderen Bataillone wartet! Hülsens Leute halten sich großartig gegen die Uebermacht, gehorsam dem Worte, das ihnen am Morgen des Königs Stimme ins Herz brannte: „Kerls, denkt daran, daß ihr Preußen seid!" Aber allein sind sie viel zu schwach. Schon zieht sich ihre Linie auseinander wie ein lückenhafter Zaun. Ein einzelnes Bataillon kann nun einmal keine Schlacht gewinnen!

Es nachtet. Die Schlacht ebbt ab. Auch die Oesterreicher sind wacker gezaust worden. Aber die Preußen haben noch höhere Verluste erlitten. Langsam ziehen sie sich zurück. Schweren Herzens beschließt in dieser Stunde der König, sich nunmehr auf den Schutz Schlesiens und des Lausitzer Landes zu beschränken . . .

Plötzlich rief der Hauptmann so bestürzt, als ob eine Majestät von Fleisch und Blut gefährdet sei: „Der König — wo ist der König?" Ja, dieser großartige kleine König war mit einem Male verschwunden! Sie suchten das ganze Schlachtfeld ab, rückten Felsen und Bäume zur Seite und leuchteten, da es wirklich schon nachtete, mit der Taschenlampe in das Häuschen, das die „Goldene Sonne" dargestellt hatte, obgleich es ja der König vor aller Augen verlassen hatte, von der Hand des Hauptmanns ins Schlachtgetümmel geleitet. Erzürnt und noch mehr bekümmert entfernte sich schließlich der Feldherr Kauffenstein vom Kriegsschauplatz, denn er bewertete seine kleinen Soldaten nicht minderhoch als weiland Friedrich Wilhelm seine langen Kerls. Und überdies, um die Wahrheit zu gestehen, er mißtraute gerade in bezug auf den König seinen Söhnen ein wenig. Und das nicht ohne Grund. Denn seinetwegen war es schon zu wiederholten Malen zu ganz unbrüderlichen Zänkereien zwischen den beiden gekommen, da jeder ihn einmal ganz für sich allein haben wollte. Ihre niedergeschlagenen Mienen konnten also ebensowohl auf ein schlechtes Gewissen hindeuten wie auf ehrliche Bekümmernis.

In den folgenden Tagen war nochmals die Rede von dem verschwundenen König — der Hauptmann sprach geflissentlich nur von einem „gestohlenen" —, aber die Söhne beteuerten einmütig ihre Schuldlosigkeit und schwiegen schließlich bei jeder bloßen Andeutung verstockt. Wie eine graue Wolke lastete die Mißstimmung über der kleinen Familie und lähmte den sonst so munteren Verlauf ihres Alltags beträchtlich. Ein Zuspruch der Hauptmännin blieb ohne Erfolg. Kauffenstein, der jede Lüge und Verschlagenheit haßte wie die Pest, wies ihre Vermittlung schroff zurück. „Ich kann das den Kindern nicht so bald vergessen", sagte er.

Aber das Schicksal strafte ihn Lügen, — ehe noch eine Woche herum war, brach der Krieg aus, und aus seinem geistreichen Spiel war nun eine harte Wirklichkeit geworden. Als der Hauptmann ins Feld zog, dachte er bereits mit keinem Gedanken mehr an den verschwundenen Zinnsoldaten, sondern nur noch an seine lebendige Truppe, der er nun vorzuleben und, wenn's nottat, auch vorzusterben hatte.

Hauptmann Kauffenstein hate mit den Seinen in schlichtbürgerlichen Grenzen gelebt, er hatte seine Eheliebste nicht um eines äußeren Reichtums willen erwählt. Als er schon nach wenigen Monaten in einem Heimatlazarett den Folgen einer schweren Verwundung erlag, erwies sich die äußerstre Einschränkung als notwendig. Denn die einzige verkäufliche Kostbarkeit des Hauses waren jene bunten Regimenter, und sich gerade von ihnen zu trennen, schien für die Witwe schon allein um der Erinnerung willen ein ganz unerträgliches Verlangen.

So begann sie denn mit der Räumung der großen Wohnung, um später am Rande der Stadt mit ihren Kindern ein bescheidenes Häuschen zu beziehen. Als sie die Bespannung der Wand löste, die in Brusthöhe als Hintergrund für des Hauptmanns plastische Schlachtgemälde gedient hatte, da fiel dahinter etwas klirrend zu Boden. Und siehe: es war der kleine König, der an jenem Abend in der Hitze des Kampfes in solche dunkle Verbannung geraten sein mochte.

Obgleich der Hauptmann später nie mehr etwas von der Sache erwähnt hatte, schmerzte es doch die Kinder unsäglich, daß dieses Mißverständnis zwischen ihnen und dem geliebten Vater unbereinigt geblieben war bis zuletzt. Aber wo nun kein Mensch mehr hätte helfen können, eine Mutter wußte immer noch Rat. Sie hob den kleinen König zu sich empor und sah ihm scharf ins Gesicht. „Du mußt es ihm selbst sagen! Hörst du?", flüsterte sie, und dann ließ sie ihn, als sei sie seiner Zustimmung gewiß, in ihre Tasche gleiten.

Die Witwe stand still und wunderbar beherrscht am Grabe, wie eine echte Soldatenfrau. Sie warf als erste drei Schaufeln von der heimatlichen Erde über den Toten. Bei der dritten gab es ein kleines polterndes Geräusch, die zunächststehenden konnten glauben, ein größeres Steinchen sei auf den Sarg hinabgeklirrt. Es war aber der kleine König, der nun zum toten Hauptmann ging, um ihm zu sagen, daß seine Söhne wirklich keiner Heuchelei und Lüge fähig, sondern würdige Träger seines Blutes waren.

„Das werdet ihr nicht wollen!"

Bei der Belagerung von Breslau nahm Friedrich der Große Quartier in einem nahen Dorfe. Die Belagerung dauerte bis weit in den Winter hinein, und die Kälte nahm so zu, daß Zäune Scheunen, Hütten, Ställe abgebrochen wurden, um Brennmaterial zu beschaffen.

Auch von des Königs Quartier wurde von einigen Dragonern Holzwerk abgenommen. Da ließ der wachhabende Offizier die Wache vortreten und drohte, Feuer geben zu lassen, wenn die Dragoner nicht das Abbrechen einstellten.

Der König hörte den Lärm und ließ den wachhabenden Offizier zu sich rufen, um sich berichten zu lassen, was vorgefallen sei.

„Die Dragoner brechen das Haus ab; da ließ ich die Wache vortreten, mit der Drohung, zu schießen."

„Das ist nicht der rechte Weg!" tadelte ihn der König. Dann trat er selber hinaus und sprach: „Hört einmal, Dragoner! Wenn Ihr mir das Dach abdeckt, so fällt mir der Schnee ins Bett — und das werdet Ihr doch gewiß nicht wollen!"

Beschämt zogen sich die Dragoner zurück und das Haus blieb verschont.